

Literatur, Geschmack, Gemeinsinn
Wege und Irrwege der deutschen Literatur nach 1945
von Manfred Riedel

Der Gedanke vom *anderen Deutschland* ist 1945 weit verbreitet gewesen. Wir können in der Nachkriegszeit in allen vier Zonen sehen, daß es nach dem Ende der furchtbaren, politisch verantwortungslosen Hitlerdiktatur gar nicht anders ging, als vom *Anderen* zu sprechen. Ich denke an Anna Seghers, die als deutsche Jüdin ganz in der deutschen Kultur aufgewachsen war und im Exil über ihre Heimat schrieb: "Deutschland ist unsere Sprache; nicht nur in der Fremde, sondern auf vielen Strecken der deutschen Geschichte die dichteste deutsche Wirklichkeit, Sprache der Musik, Sprache der Seelenlandschaft, das unbewußt willkürliche Maß aller Landschaften, die unser Leben durchläuft, Landschaften der Künstler, Schauplatz unserer Geschichte." All das ist für Anna Seghers Deutschland, eine andere Einheit von Volk und Land, von Volk und Geschichte, als der Faschismus sie darstellt. Doch eine unzertrennbare Einheit, die zu einer Deutung des Antifaschismus führte, dem der Widerspruch zwischen humanistischem Freiheitspathos und realem Machtanspruch an die Stirn geschrieben war.

Diese Sprachstrategie der Kommunisten stand - gut verborgen und nur wenigen bekannt - hinter dem von Becher verfaßten Gründungsauftrag des "Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands". Ihm folgten viele der im Land gebliebenen, darunter bekannte Schriftsteller wie Bernhard Kellermann und Hans Fallada, reputierte Künstler wie der Schauspieler Paul Wegener und der Maler Carl Hofer, Philosophen vom Rang Hans Georg Gadamer und Paul Menzies aus Halle. Das Anderswerden deutscher Dinge hofften sich Menschen aller Zonen, von den Überlebenden des Attentats gegen Hitler angefangen bis hin zu den Repräsentanten der Kirchen, Gewerkschaften und Parteien.

"Die Gestaltung unserer Zukunft", so konnte der junge Wolfgang Mischnick 1945 in Dresden sagen, "der Weg zu dem anderen, dem neuen Deutschland, ist vor allem eine Schicksalsfrage der Jugend. Ein tausendjähriges Reich hat man uns versprochen, ein Nichts liegt in unseren Händen." "Wir haben gehofft und gewünscht", so erinnert sich sein damaliger Weggefährte Wolfgang Natoneck, ein Liberaldemokrat aus Leipzig, "daß auch an den Universitäten mitgearbeitet wird, damit ein neues, ein anderes Deutschland entsteht". Und so riefen unter dieser Parole Schriftsteller wie Günther Weißenborn und Alfred Andersch, emigrierte Hochschullehrer, Dichter und Denker, Künstler und Publizisten aus allen Ländern der Welt zum geistigen Wiederaufbau ins zerstörte Deutschland zurück.

Der Philosoph Gadamer berief sich in seiner Rede vor der Leipziger Versammlung des Kulturbundes im Dezember 1945 auf die gemeinschaftsbildende Kraft der Kultur als eines politischen Faktors für die Zukunft eines anderen, demokratischen Deutschland, wobei er unter dem Wort "Kultur" im deutlichen Gegensatz zu Becher neben Kunst und Wissenschaft auch das Recht und die Wirtschaft, das Berufsleben, kurzum, alles dasjenige verstand, was einer allgemeinen, öffentlichen Anteilnahme sicher sein kann, "weil in ihm die allgemeine Wirklichkeit eines Volkes sich dargestellt sieht, sich ansichtig wird und zum Selbstbewußtsein gelangt".

Das *andere Deutschland* war für Liberale die große Einigungsidee, die auch das Programm des Kulturbundes prägte. Demokratie, Sozialismus und Christentum - so hatte Becher im Gründungsmanifest geschrieben - stellten gegen die Hitler Tyrannie die leidenschaftlichsten Kämpfer, und so mußten diese Mächte auch hervorragend beteiligt sein an der weltanschaulichen und moralischen Neugeburt unseres Volkes, an dem größten Reformationswerk unserer Geschichte. Das Nebeneinander von Demokratie und Sozialismus als eigenen Mächten in Bechers Manifest zeichnet den inneren Zwiespalt der Einigungsidee vom *anderen Deutschland* vor. Daß diese Mächte auf dem Boden des *einen* Landes zusammengeführt werden sollten, war nur insofern einsichtig, als der Sozialismus marxistisch-leninistischer Prägung das demokratische Element von sich ausschloß. Mit dem Nationalsozialismus teilte er die alten Vorurteile über die bürgerliche "Scheindemokratie", die nichts als eine Form reglementierter Gewaltanwendung sei.

Wie wenig dem im Rückgriff auf die kurze Phase der Weimarer Republik an lebendiger Tradition entgegensetzt war, zeigte sich am erzwungenen Zusammenschluß der Parteien zum

antifaschistischen Einheitsblock, der an kommunistisch dirigierte Einstimmigkeit von Beschlüssen gebunden war und demokratische Willensbildung nicht zuließ, zumal nach der Zwangsvereinigung der Kommunisten mit den Sozialdemokraten zur SED das Kräftespiel der großen Gruppierungen lahmgelegt war. Am "Demokratischen Block" mußte abprallen, was der Leipziger Rektor Gadamer 1946 öffentlich aussprach, daß nämlich das Wesen der Demokratie nicht darin bestehe, daß jeder seine politische Willensmeinung zur Geltung zu bringen suche, sondern daß er sich der Belehrung durch die anderen aussetze und die Möglichkeit des Unterliegens in der Abstimmung akzeptiere, deren Sinn es ja ist, die für alle verbindliche Wahrheit zu finden. In der Demokratie kommt es nicht darauf an, daß man unbedingt seine politische Wahrheit durchsetzt, es kommt darauf an, daß man sich in der freien Diskussion - die es in unseren heutigen Parlamenten freilich selten genug gibt - der Möglichkeit der Belehrung durch den anderen aussetzt, und indem man unterliegt, akzeptiert, daß man sich unter Umständen geirrt haben könnte. Demokratie ist, den Standpunkt des anderen zur Kenntnis zu nehmen und auch sachlich *anerkennen* zu können.

In der Erinnerung an diesen, in unserem Land nie recht betretenen Lebensgrund einer jeden Demokratie, die diesen Namen verdient, hatte Gadamer während der kurzen Phase seiner Wirksamkeit in der damaligen Ostzone zur Sammlung der literarisch und künstlerisch Schaffenden aufgerufen, die in jener großen, seit Nietzsche beklagten Entfremdung voneinander und vor der Öffentlichkeit sich selbst aus dem Auge verloren und sich damit gegenseitig die ständige Korrektur und fruchtbare Spannung vorenthielten. Gadamer hatte nach Wegen gesucht, die Schaffenden aller Berufszweige über politisch trennende Überzeugungen hinweg zusammenzuführen, von Kreisen der Wirtschaft angefangen bis hin zur Jurisprudenz, die sich nach dem national-sozialistischen Unrechtsstaat neu zu besinnen suchte, um zu einer Belebung der weiteren Kreise der Aufnehmenden zu gelangen, und die ästhetisch Gebildeten unter den Aufnehmenden aus dem Stande herkömmlicher Verachtung und Ignoranz der bewegenden Kräfte des bürgerlich-beruflichen Alltags herauszuholen.

Zur Vermittlung der traditionell getrennten Kreise der Aufnehmenden und der Schaffenden berief sich Gadamer auf den dritten Kreis der Nachschaffenden, die Interpreten. In der spezifisch deutschen Situation zwiegerichteter Entfremdung zwischen künstlerischer Wahrheit und Lebenswirklichkeit sind die Nachschaffenden die in die Zeit hineingeborenen Fürsprecher, die nicht das ästhetische Selbstbewußtsein des gebildeten Publikums - oder was sich dafür hält - wohl aber das Volk braucht, dem das bürgerliche Bildungspublikum in seiner Abgehobenheit vom Volk unwahre Erfüllungen seines Dranges nach Sinnverwirklichung vorspiegelt. Heute machen das alles die Medien. Damals setzte Gadamer alle seine Hoffnungen darauf, daß auf interpretativ, hermeneutisch umgepflügten Kulturboden auch die Kritik in Deutschland wieder werden könnte, was sie in den großen europäischen Kulturvölkern stets war - nämlich das *Organ* des Gemeinnsinns und *Organon* der aufnehmenden, der interessierten Öffentlichkeit.

Kritik, so schien es Gadamer nach den Erfahrungen der nationalsozialistischen Diktatur, die Kritik ja verstummen ließ, kann nichts anders als das Organon und das *Kathartikon*, das "Reinigungsmittel" des Gemeinnsinns sein, der Weckung von Sensibilität nicht nur für die wirklichen Belange und Nöte eines Volkes, sondern der Erkenntnis und Anerkennung seiner Lage und Bedingtheit in der Zeit. Die romantische Sucht endlich aus unserer Jugend und aus unserem Volk herauszutreiben, sagt Gadamer mit Blick auf die Hitlerjugend, den Schleier der Illusion, die ganze trübe Atmosphäre von Wunschträumen zu zerstören, mit einem Wort: die Deutschen von heute zum Sinn für die Wirklichkeit, für das Tunliche und Richtige hier und jetzt, als dem wahren Gemeinnsinn eines jeden im Volk zu erziehen, darin sah Gadamer die Voraussetzung einer geschichtlichen Erneuerung deutschen Geistes.

Man vergleiche mit dieser Stimme aus dem Dezember 1945, was danach in Ostdeutschland geschah. Von der westdeutschen Entwicklung sei hier abgesehen, es sei angemerkt, daß sich in Westdeutschland schließlich doch eine kritische Instanz herausgebildet hat über junge Leute wie Alfred Andersch in der Zeitschrift "Der Ruf" oder Werner Richter mit der "Gruppe 47", durch welche die Kritik wieder zu einer geistigen Macht in Deutschland wurde. Die Demokratie braucht das, wenn sie Boden fassen soll im Leben.

Solche Stimmen fanden im Kulturbund wenig Gehör, obwohl der Bund nach dem Willen eines seiner Mitglieder - es war der greise Schriftsteller Bernhard Kellermann - ein Parlament des Geistes werden sollte. Und bald verstummten solche Stimmen in der Öffentlichkeit, darunter die von Paul Menzer, des aufrechten und mutigen Denkers, der sich nach Hitlers Machtergreifung von jeder Lehrtätigkeit an der Universität zurückzog, um sie erst als 75-jähriger nach Kriegsende in Halle wieder aufzunehmen, bis er von antifaschistischen Gruppen erneut zum Schweigen gebracht wurde. - Ein Vorspiel zu Berufsverboten, zu Verfolgungen, kompensiert durch öffentliche Heuchelei und Verdrängung auf Seiten der Verfolger.

Ich nehme nur wenige Beispiele: Als 1945 das Weimarer Theater mit Goethes "Iphigenie", dem Hohelied der Humanität, seine Pforten wieder öffnete, da wurde auf der Höhe des Ettersberges, der Stätte seiner Uraufführung im Jahre 1779, das KZ Buchenwald fortbetrieben; als 1947 der erste deutsche Schriftstellerkongreß in Berlin tagte, zu einem Zeitpunkt, an dem in den Blockparteien Scheinabstimmungen und Akklamationen in unrühmlicher Nachahmung der Hitlerjahre wieder die Regel bildeten, da wurde dieser Kongreß das Parlament der Schriftsteller genannt, und nur ein Jahr später wurde Wolfgang Natoneck, Sprecher des freigewählten Studentenparlaments der Universität Leipzig, verhaftet und zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. - Belehrt werden auch gegen unsere eigene subjektive Überzeugung, bei Abstimmungen unterliegen und darin nicht eine Niederlage sehen, so hatte Gadamer in einer seiner Nachkriegsreden angeführt, das ist für ein Volk der Weg zur Ermittlung seiner sozialen und geschichtlichen Wahrheit. Nur dann, wenn diese grundlegende Voraussetzung politischen Daseins geschaffen sei, öffne sich der Weg zur Entwicklung und zum Erlernen der Demokratie als einer deutschen Möglichkeit.

Mit der Zwangsvereinigung von SPD und KPD war dieser Weg in Ostdeutschland verbaut. Weil hier das *andere Deutschland*, die Oppositionsbewegung gegen das Hitlerregime, seine Lektion nicht lernen konnte, nahm es im Namen der antifaschistisch-demokratischen Ordnung immer mehr die Züge des einst bekämpften Regimes an: Vom anti-intellektuellen Appell an das "gesunde Volksempfinden" in Sachen Kunst angefangen, der - wie Anton Ackermann auf der Kulturkonferenz der SED 1948 - die moderne Musik und Malerei, darunter die Bilder des Kulturbund-Mitgründers Carl Hofer wieder als "unerwünscht" erscheinen ließ, bis hin zur Inanspruchnahme der Wahrheit als Besitztum der herrschenden Partei. Nach der Staatsgründung von 1949 sprach diese abgründige Verkehrung der erste DDR-Ministerpräsident Grotewohl offen aus, ohne zu ahnen, daß sich seine laute Berufung auf die "Idee" den damals Hörenden wie ein Nachhall zu kaum verklungenen Propagandareden aus der Nazizeit ausnehmen mußte: "Die Idee der Kunst muß der Marschrichtung des politischen Kampfes folgen. Was sich in der Politik als richtig erweist, ist es auch unbedingt in der Kunst."

In den "Notizen einer Schriftstellerin" löste sich Anna Seghers als repräsentative DDR-Schriftstellerin von den großen Themen des Exils und versuchte, die Entstehung des "neuen Menschen" zu beschreiben; Erfahrungen des Lebens im anderen deutschen Staat, die sie in Anlehnung an Goethe "Originaleindrücke" nannte. Es handelt sich um typisierte Figuren: der Traktorist, der Kesselflicker, der Landvermesser mit typischen Verhaltensweisen in den beiden Zyklen "Friedensgeschichten" (1950) und "Der erste Schritt" (1952), die dann als Vorlagen in den Roman "Die Entscheidung" (1959) eingehen. Am Beispiel der Entwicklung eines Stahlwerkes aus einer Filiale eines westlichen Unternehmens zum volkseigenen Musterbetrieb wird aus der Perspektive der alleswissenden Erzählerin vom Kampf "unserer Leute" mit "den anderen" berichtet. - Ein literarisch wenig geglücktes Buch, worin es in der Hauptsache darum geht, zu zeigen, "wie in unserer Zeit der Bruch, der die Welt in zwei Lager spaltet, auf alle, selbst die intimsten, selbst die intimsten Teile unseres Lebens einwirkt. Keiner kann sich dem entziehen", hatte die Seghers in einem Gespräch mit Christa Wolf über den Roman "Die Entscheidung" gesagt. "Jeder wird vor die Frage gestellt: Für wen, gegen wen bist du?"

Es war die aufgezwungene Gesinnungsfrage dieser in der "Lager"welt aufgewachsenen Generation, die mir nach dem Verlassen von Ostdeutschland in Westdeutschland wiederbegegnete, zwangloser zwar, aber von denselben Stereotypen, Vereinfachungen und Teilungsmustern geprägt. Ich denke an Heinrich Bölls Roman "Billard um halb zehn", im gleichen Jahr wie "Die Entscheidung" erschienen, der zu meinem nicht geringen Erstaunen ebenfalls ein moraldämonistisches Schattenspiel an die Wand der bundesdeutschen Gegenwart projiziert: die Teilung

des Moralischen als ursprünglicher Einheit des Guten und Bösen in zwei voneinander getrennte Sozialschichten. Das innere Geschehen wird dadurch zu einem Geschehen draußen, einem Spiel mit Waffen. Es hat in unserem Jahrhundert viele Schriftsteller gegeben, die ihre Feder wie einen Revolver gebraucht haben, die Feder war auf der Seite der bewaffneten "Lager", die sich im Namen des guten, des besseren Deutschland mit dem schlechteren auseinandersetzten.

Dieses moraldämonistische Schattenbild der Guten und der Bösen, das wir auch bei Böll auf soziale Gruppen projiziert finden, wird in dem Roman "Billard um halb zehn" umstandslos in der Gleichsetzung der Nachkriegswelt der fünfziger Jahre mit den geschichtlich so heterogenen Welten des auf die kriegszerstörte Katastrophe zutreibenden Kaiserreichs und seiner Fortsetzung im nationalsozialistischen Führerstaat übertragen. Identifikation einer schlechten Welt im Wechsel deutscher Geschichte, womit die einen einig, die anderen zerfallen sind. Die schlechten Deutschen sind mit der deutschen Welt einig, die guten Deutschen sind mit der deutschen Welt, die schlecht ist, zerfallen. Böll markiert die Zweiteilung des Menschengeschlechts in Opfer und Henker und verbindet sie mit christlichen Symbolen der Weltverfallenheit und Weltflucht, der Flucht ins Irrenhaus, als Zufluchtsort der Mutter des Helden vor dem Hitlerreich *und* der Bundesrepublik.

Die Opfer sind Sonderlinge, zumeist Schriftsteller, Intellektuelle, Träumer; sie gehören dem Sakrament des Lammes an, die Henker - und das sind Bankiers, Politiker, Geschäftemacher - gehören dem Sakrament des Büffels an. Das Leben der Büffel verläuft im Rhythmus von Aufbau, Zerstörung und Wiederaufbau, den Böll im Wechsel von drei Generationen einer deutschen Architektenfamilie darstellt. Sie verkörpern getriebenes Leben, eine dunkle Macht im Hintergrund, die undefinierbar und auch nicht auffindbar scheint; sie ist aber - wie Böll sagt - existent. "Sakramente", so heißt es an einer Stelle des Romans, "haben die schreckliche Eigenschaft, nicht der Endlichkeit unterworfen zu sein." Womit sich Bölls moraldämonistisches Weltbild mitsamt seinen sektiererischen Zügen von Verfluchung der einen und Selbstheiligung der anderen verabsolutiert. - "Wir sind Lämmer", sagt eine Figur des Romans, "wir haben darauf geschworen, nie vom Sakrament der Büffel zu essen". - Was für eine Selbstgerechtigkeit! Es ist ein von Grund auf verkehrtes Bild der moralischen Bedingtheit menschlichen Zusammenlebens, mit Verkehrung des Schriftstellerberufs, die Böll durch den Rekurs auf die vermeintliche Moral der Sprache abzumildern versucht hat. Vergeblich, wie mir scheint, beweist doch Bölls moralisierende Sprache selbst, wie sich ein Schriftsteller unserer Zeit über den Grund der Moral auf moralisch abgründige Weise hinwegsetzt und noch in seinem Spätwerk "Gruppenbild mit Dame" das dämonistische Weltbild beibehält, bis schließlich die Wirklichkeit des terroristischen Ausbruchs Mitte der siebziger Jahre aus der moralisch verschworenen Gemeinschaft die westdeutsche Literatur einholt und ihren Wahrheitsanspruch widerlegt.

Die besondere Wirkungsgeschichte dieser Literatur auf die westdeutsche Schriftstellergeneration zwischen Martin Walser und Botho Strauß soll an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben. Der Blick richtet sich zunächst darauf, was Anna Seghers' Dichtungsmuster der "Entscheidung" für die nachfolgende Generation der DDR-Schriftsteller bewirkt hat, von Christa Wolf bis hin zu Christoph Hein. - Eine bedrückende Geschichte, wie ich glaube, die nun vollends ins literarische Abseits führt, wie viele im westdeutschen Feuilleton sagen. Ich bin versucht, diese Geschichte tragisch zu nennen, verhängnisvoll und unausweichlich zugleich, zumal die Literatur nach dem Berliner Mauerbau und der Grenzverminung quer durch Deutschland in die gelenkte Selbstisolation gerät. Teils mit sehenden, teils mit geschlossenen Augen, wie die Heldin in Christa Wolfs Roman "Der geteilte Himmel", die sich in dieser Doppelhaltung der geschlossenen Augen trotz absehbar widriger Lebensumstände für die halbierte Legende vom *besseren*, vom *anderen Deutschland* entscheidet.

Christa Wolfs erster Roman schreibt die Fabel der "Entscheidung" in umgekehrter Richtung fort. Der den Weg nach dem Westen geht, der Verlobte der Heldin, ist nicht mehr wie bei der Seghers Bösewicht, sondern sein Weggang wird für die Heldin zum fast tödlichen Verlust, der von ihr selbst verarbeitet werden muß. In der Perspektive der Leidenserfahrung bricht sich die in der Seghers-Nachfolge von Christa Wolf aufgebaute "Wir"-Welt der Erzählerin, die vom Bewältigen einer großen Gefahr spricht, ohne daß sich in der aufgehobenen Ich-Perspektive Zweifel am *an-deren*, am *besseren Deutschland* regen. "Ein Schatten war über die Stadt gefallen", so beginnt der Roman mit der Wir-Stimme der Erzählerin Christa Wolf. "Nun war sie

wieder heiß und lebendig. Sie gebar und begrub. Sie gab Leben und forderte Leben, täglich" - Im Schatten des Mauerbaus.

So beginnt ein scheinbar neues Gegensatzspiel von Schatten und Licht, zwischen Tod und Leben, Vergangenheit und Zukunft, und wie die alten Gegensätze sonst noch variiert sein mögen. In dieses literarische Spiel der *Einen* und der *Anderen*, der Guten und der Bösen, der Besseren und der Schlechteren, ist aber nun der tödliche Ernst von Schüssen an der innerdeutschen Grenze eingezogen. Die Autorin entschied sich, ihre Erzählung ganz und fraglos in der gegenwärtigen Entwicklungsphase unseres nationalen Problems anzusiedeln, vermerkten Christa Wolfs Kritiker: "Deutlich und mit großer Entschiedenheit erklärte sie sich für die Maßnahmen vom 13. August." Bei ihren Schriftstellerkollegen löste der Schluß des Romans - die schwere Krankheit der Heldin, das unbefriedigende Gefühl aus, als sei die Spaltung der Nation in zwei Staaten von unterschiedlichem gesellschaftlichen Charakter eine Art schicksalhafter Fügung, der die dargestellten Figuren machtlos ausgeliefert sind.

Mit Recht, wie mir scheint! Sind es doch einzig diese nicht ausgesparten Züge des Tragischen an der Entscheidungssituation, die Trauer der Heldin also um die Tiefe des Risses, der nicht nur die Erde allein, sondern den Himmel teilt. Das meint im Bild "Der geteilte Himmel": das ganze Gewölbe menschlicher Hoffnung und Sehnsucht, von Liebe und Trauer, wodurch sich Christa Wolfs literarisches Erstlingswerk von thematisch vergleichbaren Werken wie Brigitte Reimanns "Die Geschwister" oder Hermann Kants "Aula" unterscheidet. "Der geteilte Himmel" meint den Himmel der Innenwelt, unsere Hoffnungen und Träume. Wir in den fünfziger Jahren träumten natürlich von der deutschen Einheit, und diese Innenwelt war auch in den sechziger Jahren noch da.

Mir ist nicht bekannt, wie Christa Wolf damals auf die Kritik von Schriftstellern wie Neutsch und Max Walter Schulz reagiert hat, die sich wünschten, daß "mehr Totalität unseres Lebens unter die klare Lupe dieser Erzählkunst genommen worden wäre und die Spannung dieses geteilten Himmels überwölbt hätte." Weshalb sie sich, wurde gefragt, im entscheidenden Augenblick auf den Sog der großen geschichtlichen Bewegung berufe und nicht erkennen lasse, daß es sich hier um eine grundsätzliche politische Entscheidung für die Vergangenheit und Zukunft Deutschlands, und - wenn man will - *der Menschheit*, handle. So universalistisch geht es bei der Rechtfertigung des Mauerbaus zu. Die Autorin vermochte sich diesem Universalismus jedenfalls nicht anzuschließen. Sie nahm im "Nachdenken über Christa T." - jene Gegenheldin, die an ebensolchen Wunschvorstellungen scheitert - das innere Gewölbe selbst in Augenschein. Und das meint die fragmentarischen Zeugnisse enttäuschter Hoffnungen und Sehnsüchte, vergangener Liebe und gebliebener Trauer mit dem Fazit, daß im Nachdenken über das Scheitern der Weggefährtin von einst das Verlangen nach Ankunft zurückgewiesen und als Sinn hinter dem tragischen Geschehen der gescheiterten Freundin gewahrt wird, wie unpassend es sei, einen Menschen "irgendwo für immer ankommen zu sehen".

Von hier aus ließe sich die weitere Geschichte der DDR-Literatur als Versuch verstehen, die zeitweilig bejahte Isolation zu durchbrechen, die Idee vom *anderen Deutschland* mit der Wirklichkeit vom anderen deutschen Staat zu konfrontieren und als Illusion zu erkennen. Ein versuchter Ausbruch also aus dem Schriftstellerstaat, den die Literaturpolitik der Abgrenzung und Reglementierung in allen Lebensbereichen selbst provozierte. "Die Generation der heute Dreißigjährigen in der DDR", so bemerkte Heiner Müller Ende der 70er Jahre, "hat den Sozialismus nicht als Hoffnung auf das andere erfahren, sondern als deformierte Realität." Nicht das Drama des 2. Weltkriegs, sondern die Farce der Stellvertreterkriege gegen 'Jazz und Lyrik', Haare und Bärte, Jeans und Beat, Ringelsocken und Guevara-Poster, Brecht und Dialektik. "Nicht die wirklichen Klassenkämpfe, sondern ihr Pathos", schreibt Müller weiter, "durch die Zwänge der Leistungsgesellschaft zunehmend ausgehöhlt, nicht die große Literatur des Sozialismus, sondern die Grimasse seiner Kulturpolitik."

Angesichts der Ernüchterung des Traums durch diese Wirklichkeit spricht Müller Ende der 70er Jahre vom *Trauma*, von der Wunde der befestigten Grenze und deren Weiterbluten unterm Not-verband; vom Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes nicht als Trauma, sondern als Ende eines Traums, womit nach Heiner Müller ein anderes Trauma begann, das nicht mehr im Schriftstellerbewußtsein angesiedelt war, sondern den Grund seiner Existenz betraf. - Ge-

meint ist die Krise der Schriftstellerexistenz im real existierenden Sozialismus. Während der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre setzten die Bloch- und Lukácsverfemungen ein, die in den sechziger und siebziger Jahre in den Kampagnen gegen Havemann und Biermann, Kunze und Huchel kulminierten. Die Reihe sich wiederholender Geschehnisse wäre fortzusetzen, die stets nach dem gleichen Muster von unterdrücktem Meinungsstreit und organisierten Reinigungsprozessen gegenüber Ketzern erfolgten, die doch derselben Lehre angingen.

Ich möchte aber doch hervorheben, daß sich diese Erscheinungen mit der Ausbürgerung von Biermann 1976 zu einer neuen Qualität verdichteten, die dann das Wort vom *anderen Deutschland* selbst bei westlichen Befürwortern, die sich als Freunde der DDR ansahen, obsolet machte. Ich denke hier an Peter Weiss, der damals meinte, es wäre besser gewesen, hätte Biermann den Streit im Kreis der Eigenen ausfechten dürfen, "doch nun ist er draußen", schreibt Weiss, "im anderen Deutschland, das er nicht für das bessere hält." Ich denke aber auch an die faktische Spaltung des DDR-Schriftstellerverbandes, die nach den administrativen Maßnahmen gegen Biermann als Maßregelung der mit dem Ausgebürgerten solidarischen Dichter eintrat. Und schließlich denke ich an den Dichterexodus in die Bundesrepublik, der ihm folgte: von Sarah Kirsch über Günther Kunert bis hin zu Hans-Joachim Schädlich und Jürgen Fuchs. Damit wurde der Kern der Legende vom *anderen Deutschland*, die Legende von der DDR als dem *anderen, besseren Deutschland* ausgehöhlt, den die Schriftsteller noch nach der Aufspaltung ihres äußeren Rings Mitte der fünfziger Jahre über die Jahrzehnte hinweg zu bewahren suchten, der Glaube, im *anderen, besseren Deutschland* zu leben - im Gegensatz zur schlechten Bundesrepublik. - Die Legende verliert ihren Schein, den Charakter des Wunschgedankens, das eigene Land repräsentiere das eigentliche Deutschland.

Auf solche Gedankengänge kam es den Regierenden längst nicht mehr an, waren sie doch inzwischen gewohnt, das *andere Deutschland* mit dem anderen deutschen Staat, mit dem real existierenden Sozialismus, gleichzusetzen und die *eine* Nation, sofern sie noch zurückgeblieben war nach dem schrecklichen Ende des Nazireichs, während der Honecker-Ära realsozialistisch zu halbieren. Womit die Nachkriegsidee zum Gegenteil desjenigen wurde, was sie am Beginn war: zum ideologischen Ferment im Prozeß der deutschen Spaltungsgeschichte. Es kam zur Zwei-Deutschland-Theorie, nach der beide damals existierenden Staaten in der Rolle des jeweils *anderen Deutschland* fungieren konnten, je nach dem Blickpunkt des in- oder ausländischen Betrachters. Von Politikern wie Historikern gleichermaßen vertreten, öffnete sie zum ersten Male die Sicht auf die Kluft zwischen Wirklichkeit und Legende - eine Aussicht, die im Schatten atomarer Vernichtungsdrohungen während der achtziger Jahre Schriftsteller in Ost- wie in Westdeutschland dazu herausforderte, sich des zum Alptraum gewordenen Traumas der Nation noch einmal anzunehmen.

Zum Beispiel Günter Grass in seinem Schriftstellerroman "Das Treffen in Telgte" von 1979, der einen Teilnehmer dieses Dichtertreffens auf deutschem Boden während des Dreißigjährigen Krieges sagen läßt, einzig die Schriftsteller wüßten noch, "was deutsch zu nennen sich lohne". Sie hätten die deutsche Sprache als letztes Band geknüpft, sie seien das andere, das wahrhaftige Deutschland. Erzählt wird im "Treffen von Telgte" von einer Dichteridylle, vom altbürgerlichen Glauben an die Kulturnation als letzten Bezugspunkt deutscher Einigung, der alle seine Hoffnungen, unzutreffend, wie mir scheint und anmaßend obendrein, darauf setzt, daß die Sprache auch ohne politische Selbständigkeit eines Volkes eine Schriftstellersprache sei, die das Volk erreichen werde. - Ein Trugschluß, der sich dann während der von Stephan Hermlin und Günter Grass Anfang der achtziger Jahre organisierten deutsch-deutschen Dichtertreffen in Erklärungen zum Frieden niederschlug, die wir ähnlich in politischen Deklarationen nach Konferenzen damaliger Spitzenpolitiker finden: Bush und Gorbatschow, Schmidt und Breschnew usw. - Schriftsteller machten das nach. Und es ist eine Verkehrung der Wirkungsmöglichkeiten des Dichters, der diesen Namen verdient, dem Kraft der Sprache allein aufgetragen ist, das Volk, das dieselbe Sprache spricht, um sich zu sammeln und mit ihm die wichtigsten und dringendsten seiner Angelegenheiten und Nöte zu beraten.

In dem uns hier nächstliegenden Fall die Frage, was der unnatürliche Teilungszustand für ein Volk auf lange Sicht bedeutet. - Ein Zustand künstlicher Spannung und Feindschaft, der sich als deutscher Zwiespalt den Nachkommenden immer tiefer eingraben und in ihrem Verhältnis zur Geschichte jenen tiefen Bruch hinterlassen mußte, den Botho Strauß Mitte der achtziger

Jahre in die Worte faßte, "kein Deutschland gekannt Zeit meines Lebens, zwei fremde Staaten nur, die mir verboten, je im Namen eines Volks der Deutsche zu sein. Soviel Geschichte, um so zu enden?"

Welche Brüche diese Erfahrung dem Geist der Mitlebenden aufprägte, dem Denken der Schriftsteller also, die sie zu durchleuchten berufen gewesen wären, mag ein abschließender Blick auf Christoph Hein zeigen. Nach Hein lebten Anna Seghers und Heinrich Böll noch in beiden deutschen Staaten mit einer Geschichte, während sich für ihn selbst und seine Generation am Beispiel von jungen Schriftstellern wie Botho Strauß die verschiedenen Hintergründe der Nachkriegsentwicklung deutlicher abzeichnen. So deutlich, daß Hein nicht einmal Strauß' Minimalplädoyer für das Einende im Trennenden wahrnimmt. Strauß dichtet nämlich weiter: "Vielleicht, wer deutsch ist, lernt sich ergänzen, und jedes Bruchstück Verständigung gleicht einer Zelle im nationalen Gewebe, die immer den Bauplan des Ganzen enthält." - "Nationell" war Hölderlins und Schillers Ausdruck für "national". Das "Nationelle" klingt wie das Rationelle, das "Nationale" klingt da eher gruselig, durch unsere Geschichte negativ besetzt. - Heins Bilanz der Nachkriegsgeschichte ist negativ und läuft ohne jeden Ergänzungswunsch, wie ihn Strauß ausspricht, auf die Apologie deutscher Doppelstaatlichkeit hinaus. Und den Schluß zieht Hein mit dem Federstrich des Schriftstellers in diplomatischem Auftrag. Spricht Hein doch keineswegs nur für seine Person, sondern als Repräsentant der DDR-Literatur im vierten Jahrzehnt ihres Bestehens, wenn er kurz vor der Wende zu dem Ergebnis kommt, "wir müßten die Literatur des jeweiligen anderen deutschen Staates künftig als Literatur aus dem Ausland begreifen, damit wir sie überhaupt begreifen können".

Blicken wir von diesem Endpunkt der Bahn auf den Weg zurück, den die deutsche Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg gegangen ist, dann verstehen wir das ganze Ausmaß der Identitätskrise, in die sie sich zunehmend verstrickte, in Ost- und in Westdeutschland. Wenn seit den sechziger Jahren von Politikern immer wieder das Ende der Nachkriegszeit verkündet wurde, so ist für viele deutsche Schriftsteller diese Zeit nie zu Ende gegangen. Sie haben sie vielmehr angehalten und literarisch festgeschrieben, bis auf die späte Ausnahme Martin Walser, der das Beben unter der Erde seismographisch notiert hat. Ja, mehr noch, sie haben zuletzt das Festgeschriebene in handfeste Politik umzusetzen, die deutsche Zweistaatlichkeit unter Berufung auf alte Kulturvisionen aus der Epoche des Bismarckreiches beizubehalten versucht, ohne ihre ideologische Vormeinung mit dem gelebten Sinn für das Gemeinsame, die dem Schriftsteller anvertraute Einigung des Gegensätzlichen, zu konfrontieren. Da sie sich der Nachprüfung ihrer literarischen Deutungsmuster im Licht geschichtlicher Erfahrung anderer Länder entzogen - ich denke an Polen oder Ungarn - mußten sie übersehen, daß die von ihnen wieder aufgegriffene Idee vom *anderen Deutschland* nichts als ein ideologischer Vorwand war, das im Gefolge des Zweiten Weltkriegs gezeitigte Dasein des anderen deutschen Staats historisch auf Dauer zu stellen.

Es ist das letzte Kapitel in der Geschichte einer fehlgeleiteten Identitätssuche, und darin zeigt sich das ganze Ausmaß des eingetretenen Verlusts. Sie beginnt im Oktober 1989, spitzt sich zu im Aufruf "Für unser Land", und führt dann zu den großen Debatten, die als Kontrahent von Walser Günter Grass in Bewegung gehalten hat, der ja für die Beibehaltung der deutschen Zweistaatlichkeit war. Hätte Grass damals Papiere studiert, wie sie im Umkreis von Philosophen der Humboldt-Universität erarbeitet worden waren, wo vom anderen deutschen Weg die Rede ist, den nur der andere deutsche Staat aufrechterhalten könne, und daß zu diesem Zwecke die sowjetischen Truppen im Lande bleiben müßten, hätte Grass gewußt und gelesen, was die externen Bedingungen der Zweistaatlichkeit waren: die Anwesenheit von Truppen einer fremden Macht, dann hätte er vielleicht doch das eine oder andere nicht in Bewegung gesetzt. Ich möchte aber als Fazit dieser Debatten im Jahre 1989 Hölderlin zitieren. Das Gedicht "Das nächste Beste" bezieht sich auf die Enttäuschung über die französische Revolution, die, nachdem sie im jakobinischen Blutterror umgekippt war, in Napoleon den Usurpator hatte, der nun ganz Europa unter seine Gewalt bringen wollte. Hölderlins Hoffnungen auf eine Republik waren damit ausgeträumt. In dieser Situation um 1800 - Napoleon war gerade Konsul geworden - schrieb Hölderlin: "Offen die Fenster des Himmels und frei gelassen der Nachtgeist, der himmelstürmende, der hat unser Land beschwätzet mit Sprachen viel, unbändigen, und den Schutt gewälzet, bis diese Stunde." Hölderlin dachte an französische Himmelsstürmerei in der Gestalt des falschen Theseus Napoleon, der die republikanische Verfassung mit der Diktatur ver-

tauschte, um aus den Schuttmassen der Revolution die Herrschaft über Deutschland und Europa in die Höhe zu türmen. Der Dichter sagt, was ist: die zertrümmerte Hoffnung, das Sprachengewirr nach dem Ende des Turmbaus: Nur der Nachtgeist von Babylon wälzt sie als Schutt fort "bis diese Stunde".

Wenn es den Schriftstellern in der Zeit aufgetragen ist, Kraft der gemeinsamen Sprache vergangenes Leben zu erinnern und nach neuen Lebensmöglichkeiten für die gegenwärtige und künftige Generation zu suchen; wenn die Schriftsteller den eigenen Lebensgrund im dichterischen Wort gefunden und erkannt haben, daß ihr einziger Auftrag darin besteht, mit dem Wort das Wahre zu sagen und den Sinn für die menschliche Tat schlechthin, für die Vereinigung aller gegenstrebigten Kräfte im Menschen wachzuhalten, dann könnten wir von ihnen lernen, was wir zu unserer Selbstverständigung brauchen. Vielleicht werden wir dann auch unsere heutige Lage besser begreifen: die große Herausforderung und Chance, die darin liegt, daß das zweigeteilte Deutschland durch die Gunst der geschichtlichen Stunde und den Wählerwillen der DDR-Bevölkerung eins geworden sind. Um sie anzunehmen, müssen wir uns davon Rechenschaft geben, was das eine Deutschland ist, was es für uns Heutige sein könnte.

Und hier lenken meine Gedanken nochmals zurück zum Exilstreit zwischen Brecht und Thomas Mann. "Die Zeit des Exils", schrieb mein Leipziger Lehrer Hans Mayer, und er hat den Gedanken unlängst wiederholt, "begonnen im Jahre 1933, ging niemals zu Ende." Ich verstehe diesen Satz des gelehrten Thomas-Mann-Kenners, der als deutscher Jude seinerzeit Deutschland verlassen mußte. Dennoch wird der Satz in dieser Wiederholung unwahr. Er ist ebenso historisch fixiert wie ungerechtfertigt und nur dazu geeignet, das Vergangene in seiner unvergleichlichen Schrecklichkeit nicht *gewesen sein* zu lassen und so dem Gedächtnis, unserem und der Kommenden Andenken, zu überlassen. Aber dazu muß man der kommenden Generation die Freiheit lassen, daß ihre Lage eine andere ist. Sonst nehmen wir den nach uns Kommenden den Lebensatem weg, wir selbst vermögen ja kaum unter solchen Sätzen zu atmen, auch wenn wir sie verstehen mögen.

Thomas Mann hat das anders gesehen und sein Nachkriegsbekenntnis gegen die Legende vom zweigeteilten Deutschland in der New Yorker Rede über "Deutschland und die Deutschen" in der großherzigen Rede vor Hamburger Studenten 1953 mit dem Bekenntnis zur deutschen Wiedervereinigung verbunden: im Glauben daran, daß die Geschichte schon Mittel und Wege finden werde, um den unnatürlichen Teilungszustand einmal aufzuheben. "Fern sei uns die Vorstellung", so schrieb der Autor des "Doktor Faustus" im Herbst 1945, "als habe Deutschland nun endgültig der Teufel geholt. Die Gnade ist höher als jeder Blutsbrief. Ich glaube an sie, und ich glaube an Deutschlands Zukunft, wie verzweifelt auch immer seine Gegenwart sich ausnehmen möge"

Thomas Mann hat sich später gefragt, ob er nicht im "Faustus"-Roman seinem Geburtsland zu einfältig religiöse Ehre erwiesen hätte, indem er ihm eine Höllenfahrt andichtete und jenen Glauben, die Erfahrung des eigenen Herzens, in das Herz des Landes nach außen verlegte. Kein Zweifel, daß der Dichter übertrieb und die deutsche Geschichte dämonisierte, die ihm am Ende seiner Erzählung vom Teufelspakt des Tonsetzers Adrian Leverkühn mit der nationalsozialistischen Katastrophe zusammenfiel. Die deutsche Geschichte hat sich an dieser Stelle als Irrweg erwiesen, durch dieses Ereignis führt sie ins Nichts, in die Verzweiflung, in den Bankrott ohne Beispiel. Daß der Weg zum Unheil überall, an jedem Punkte und an jeder Wendung seiner Bahn heillos gewesen sei, daran mag man so zweifeln, so gewiß es ist, daß mit der Hölle - symbolisch gesprochen - alles aufhört, jedes Erbarmen, jede Gnade, jede Zukunft, und daß da allein die Liebe Christi retten kann, die Niederfahrt des Menschensohns zu den Verdammten, worüber uns die neutestamentlichen Schriften und das apokryphe Nikodemus-Evangelium berichten. - Die Höllenfahrt Christi, der es nicht akzeptiert, daß die Verdammten in der Hölle verdammt bleiben, sondern der niederfährt in die Hölle, um auch den Verdammten die Botschaft der Liebe und der Erlösung zu bringen. Und symbolisch, als schwaches, uns beschiedenes Hoffnungszeichen möglicher Errettung durch den Glauben, der die Liebe und mit ihr sich verstehendes Leben voraussetzt, jene uns aufgegebene Selbsterkenntnis, die in die schwer zu ergründenden Tiefen unseres eigenen Herzens fährt, so hat Thomas Mann das literarisch überlieferte Motiv der Höllenfahrt verstanden wissen wollen. Das ist eine Fahrt in uns hinein, in den Abgrund des Kampfes zwischen Gut und Böse in unserem Innern. Mag sein, daß Thomas

Manns Übertragung dieses Motivs der Höllenfahrt auf ein ganzes Land von uns, die wir schon als Einzelne dieser Forderung kaum gewachsen sind, Unmögliches verlangt. Dennoch bleibt es wahr, daß die Fahrt in den Abgrund des Bösen in uns Anfang aller menschlichen Weisheit ist, nämlich jener Erkenntnis, daß das Böse nicht Sache des Einen oder Anderen, sondern in einem jeden von uns tief eingenistetes Wunschdenken und Wollen ist, und sei es auch nur als Wille zur Selbstüberhebung über unseresgleichen oder zu überheblicher Selbstschätzung, den anderen, besseren Teil der deutschen Geschichte zu repräsentieren.

Blicke ich heute auf verschiedenartige geschichtliche Erfahrungen am Rande meiner beiden Lebensbahnen - erst in der Osthälfte, dann in der Westhälfte - zurück, dann wird mir bewußt, welche tiefen Spuren der europäische Bürgerkrieg in der Mitte Europas in unserem Land, in unseren Seelen hinterlassen hat. Zerklüftet ist die Seelenlandschaft von uns Deutschen, wie kaum eine der Landschaften unserer europäischen Nachbarvölker, die Polen ausgenommen. Es wird mir klar, wie weit der politische Geschmack im Bewußtseinsleben der Nachkriegsgeneration abgesunken war, so daß die literarischen Vexierbilder vom zweigeteilten Deutschland am Ende nicht einmal mehr als beunruhigend empfunden wurden. Denke ich daran, wie fest bei vielen Schriftstellern die "Zwei-Deutschland-Theorie" verwurzelt war und ist, dann bin ich geneigt, Thomas Manns spätem bitteren Wort Recht zu geben, daß Deutschland nie zur Hölle gefahren sei. Diese Fahrt in die Untiefen unserer Vergangenheit steht dem vereinigten Land um der inneren Einheit willen noch bevor.

Der Autor

Manfred Riedel ist Professor an der Universität Halle-Wittenberg, er hat den Lehrstuhl für Philosophie inne.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 16/ 1994,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>